

Ann Liang
THIS TIME IT'S REAL

ANN LIANG

This Time It's Real

Aus dem amerikanischen Englisch
von Doris Attwood



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Dataminings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024
Copyright © 2023 by Ann Liang
© 2024 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»This Time It's Real« bei Scholastic Press,
einem Imprint von Scholastic Inc., New York
Aus dem Englischen von Doris Attwood
Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler
Umschlagillustration: Shutterstock.com
(Moremar, neuralsuperstudio, Incomible, andik76, Jellicle)
skn · Herstellung: AJ
Satz und Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-16693-2
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*FÜR ALLE ZYNISCHEN,
DIE INSGEHEIM NOCH IMMER
AN DIE LIEBE GLAUBEN*



Kapitel 1

Ich will gerade in meine Schuluniform schlüpfen, als ich den an meinem Schlafzimmer vorbeischwebenden Mann bemerke.

Nein, *schweben* ist nicht das richtige Wort, wird mir klar, als ich näher herangehe, den Karorock zerknittert in der Hand, während mein Puls in meinen Ohren rast. Er *baumelt*. Sein Körper hängt an zwei Metallseilen, die gefährlich dünn aussehen, wenn man bedenkt, dass wir uns hier im achtundzwanzigsten Stockwerk befinden und die sommerliche Brise seit Mittag besonders kräftig bläst und Staub und Blätter zu einem Minitornado aufwirbelt.

Ich schüttele den Kopf, völlig fassungslos, warum sich jemand freiwillig in eine derartige Lage bringen sollte. Was ist das – irgendein neuer Extremsport? Das Initiationsritual einer Gang?

Eine Midlife-Crisis?

Der Mann ertappt mich dabei, wie ich ihn anstarre, und winkt mir kurz fröhlich zu, als wäre er nicht nur ein fehlerhaftes Drahtseil, einen gelösten Knoten oder einen besonders aggressiven Vogel davon entfernt, an der Gebäudefassade hinunterzustürzen. Dann, genauso beiläufig, zieht er einen nasen Lappen aus seiner Tasche und fängt an, das Glas zwischen

uns zu schrubben, wobei er überall Spuren aus weißem Schaum hinterlässt.

Richtig. Natürlich.

Meine Wangen beginnen zu glühen. Ich war so lange Zeit nicht mehr in China, dass ich völlig vergessen habe, wie Hochhausfenster geputzt werden – genauso, wie ich vergessen habe, wie die U-Bahn funktioniert oder dass man kein Toilettenpapier runterspülen soll oder nur in bestimmten Geschäften feilschen kann, ohne pleite oder knickrig rüberzukommen. Hinzu kommen außerdem all die Dinge, die sich in den zwölf Jahren verändert haben, in denen meine Familie und ich in Übersee gelebt haben, Dinge, die ich gar nicht erst lernen konnte. Wie zum Beispiel, dass die Leute hier einfach *kein Bargeld mehr benutzen*.

Das ist kein Witz. Als ich neulich versucht habe, einer Kellnerin einen alten Hundert-Yuan-Schein zu geben, hat sie mich mit offenem Mund angestarrt, als wäre ich mit einer Zeitmaschine direkt aus dem siebzehnten Jahrhundert angereist.

»Äh, hallo? Eliza? Bist du noch da?«

Ich stolpere beinahe über die Ecke meines Betts, weil ich so hastig zu meinem Laptop stürze, der auf zwei Kartons mit der Aufschrift ELIZAS NICHT SO WICHTIGER KRAM steht – Kartons, die auszupacken ich noch keine Zeit hatte, im Gegensatz zu dem Karton mit der Aufschrift ELIZAS SUPERWICHTIGER KRAM. Ma findet, ich könnte durchaus ein wenig spezifischer bei meiner Beschriftung sein, aber es kann niemand behaupten, ich hätte nicht mein ganz eigenes funktionierendes System.

»E-li-za?« Zoes Stimme – schmerhaft vertraut, selbst aus dem Bildschirm – wird lauter.

»Ich bin hier, ich bin hier«, rufe ich zurück.

»Oh, gut, weil ich hier im wahrsten Sinne des Wortes gegen eine weiße Wand rede. Apropos ... wirst du dein Zimmer auch *irgendwann* mal dekorieren, Süße? Du wohnst jetzt schon seit, was, drei Monaten da und es sieht immer noch aus wie in einem Hotel. Ich meine, wie in einem *netten* Hotel, sicher, aber ...«

»Es ist eine bewusste künstlerische Entscheidung, okay? Du weißt schon, Minimalismus und so.«

Sie schnaubt höhnisch. Ich bin eine ziemlich gute Bullshitte-rin, aber Zoe hat leider ein ziemlich gutes Märchenradar. »Ach *wirklich*? Ist es das?«

»Vielleicht«, lüge ich und drehe den Laptop zu mir herum. Eine Hälfte des Bildschirms nehmen ein persönlicher Aufsatz für meinen Englischkurs und – zu Recherchezwecken – unge-fähr eine Milliarde Tabs zum Thema »Wie schreibe ich eine Kussszene?« ein. Die andere Hälfte erfüllt das wunderschöne, grinsende Gesicht meiner besten Freundin.

Zoe Sato-Meyer sitzt in ihrer Küche, ihre Lieblings-Tweed-jacke über ihren schmalen Schultern hängend, die dunklen Wellen zu einem hohen Pferdeschwanz geglättet und dank der Lampen über ihr von einem Heiligschein umgeben, wie ein sehr stylisher siebzehnjähriger Engel. Die rabenschwarzen Fenster hinter ihr und die Schüssel mit Instantnudeln auf der Küchentheke – ihre Vorstellung eines kleinen Snacks vor dem Schlafengehen – sind der einzige Hinweis darauf, dass sie zu irgendeiner unchristlichen Uhrzeit mitten in der Nacht in L. A. mit mir plaudert.

»O mein Gott.« Ihr Blick fällt auf mein abgetragenes ge-punktetes Sweatshirt, als ich meine Laptopkamera justiere. »Ich kann nicht glauben, dass du dieses Ding immer noch hast.

Hast du das nicht schon in der achten Klasse getragen oder so?«

»Was denn? Es ist bequem«, verteidige ich mich, was im Prinzip der Wahrheit entspricht. Aber ich schätze, es entspricht ebenso der Wahrheit, dass dieses hässliche, ausgefranste Sweatshirt eine der wenigen Konstanten durch sechs verschiedene Länder und zwölf verschiedene Schulen war.

»Okay, okay.« Zoe hebt pseudokapitulierend beide Hände. »Mach du ruhig dein Ding. Aber, ähm, trotzdem: Solltest du dich nicht langsam umziehen? Es sei denn, du hast vor, *das* zum Elternsprechtag zu tragen ...«

Mein Blick fällt wieder auf den Rock in meiner Hand, auf das noch immer fremd wirkende Wappen der WESTBRIDGE INTERNATIONAL SCHOOL OF BEIJING, das in das steife, kunststoffartige Material eingestickt ist. Ein Knoten bildet sich in meinem Magen. »Ja, nein«, murmle ich. »Ich sollte mich definitiv umziehen.«

Der Fensterputzer ist immer noch da, deshalb ziehe ich die Vorhänge zu, aber erst, nachdem ich einen flüchtigen Blick auf den weitläufigen Apartmentkomplex unter uns geworfen habe. Für einen Ort namens Bluelake bieten die akkuraten Gebäudereihen und gepflegten Gärten ziemlich wenig *Blaues*, dafür aber jede Menge Grün: den künstlich angelegten See im Herzen der Anlage mit seinen benachbarten Lotusteichen, die riesigen Minigolf- und Tennisplätze in Parkplatznähe, das saftige, die Kieswege säumende Gras und natürlich die Gingkos. Als wir eingezogen sind, erinnerte mich die ganze Gegend an ein schickes Ferienresort, was irgendwie passt. Schließlich werden wir hier nicht länger bleiben als ein Jahr.

Während ich in meine Uniform schlüpfe, schnipst Zoe mit

den Fingern und sagt: »Warte, so leicht kommst du mir nicht davon. Erklär mir noch mal, warum du einen Aufsatz über deinen nicht existierenden Freund schreibst?«

»Ich *schreibe* ihn nicht. Ich *hab* ihn schon geschrieben«, korrigiere ich sie und ziehe mir die Bluse über den Kopf. »Ich hab ihn bereits abgegeben. Und es war auch nicht so, dass ich eine Geschichte über mein Liebesleben erfinden *wollte*, ich wusste nur nicht, was ich sonst schreiben sollte ...« Ich verstumme kurz, um eine Strähne meines langen, tintenschwarzen Haares aus einem der Blusenknöpfe zu befreien. »Das Ding ist heute Abend fällig und zählt zu unserer Gesamtnote, also ... du weißt schon. Ich musste ein bisschen kreativ werden.«

Zoe schnaubt schon wieder, diesmal so laut, dass ihr Mikrofon rauscht. »Dir ist schon klar, dass du persönliche Aufsätze nicht erfinden solltest, oder?«

»Nein!«, erwidere ich trocken. »Persönliche Aufsätze sollten *persönlich* sein? Das ist mir total neu. Ich bin geschockt. Mein ganzes Leben ist eine Lüge.«

Die Wahrheit ist, ich habe mich entschieden, meinen ernsthaften Sachaufsatz in etwas zu verwandeln, das man im Prinzip als Viertausend-Wörter-Romanze bezeichnen könnte, eben *weil* er so persönlich sein soll. Das Thema an sich ist schon schlimm genug, inspiriert von diesem schmalzigen Buch, das wir in der ersten Schulwoche gelesen haben: *In Als die Nachtigallen wieder sangen heißt es, Lucy und Taylor hätten ihre eigene »Geheimsprache«, die niemand sonst kennt. Mit wem teilst du eine Geheimsprache? Wie hat sie sich entwickelt? Was bedeutet dir diese Person?*

Trotzdem hätte ich mir natürlich auch sagen können: »Augen zu und durch«, und eine nur ganz leicht ausgeschmückte

Abhandlung über meine Eltern, meine kleine Schwester oder Zoe schreiben können ... nur, dass wir unsere fertigen Essays als Teil des Westbridge-School-Blogs posten müssen. Sprich: auf einer sehr öffentlichen Plattform, auf der alle aus meiner Klasse – die mich nur als »die Neue« oder »die, die neulich aus den Staaten hergezogen ist« kennen – ihn lesen und kommentieren können.

Und *auf gar keinen Fall* teile ich irgendwelche Details über meine engsten persönlichen Beziehungen mit irgendwem. Selbst die *erfundenen* Details sind peinlich genug: Zum Beispiel, dass ich angeblich die Linien auf der Handfläche meines fiktiven Freunds mit einem Finger nachgefahren, ihm im Dunkeln Geheimnisse zugeflüstert und ihm erklärt habe, er würde die Welt für mich bedeuten, sich wie Zuhause anfühlen.

»... noch nicht mal im Entferntesten Sorgen, die anderen in deiner Schule könnten, ich weiß auch nicht, es lesen und neugierig auf deinen Freund werden?«, fragt Zoe.

»Ich hab alles im Griff«, versichere ich ihr, während ich die Vorhänge wieder öffne. Sofort flutet Licht den Raum, erhellt die winzigen Staubpartikel, die vor meinem nun wieder leeren Fenster vorbeischweben. »Ich habe keinen Namen erwähnt, deshalb kann auch niemand versuchen, ihn zu stalken. Außerdem hab ich behauptet, ich wäre diesem fiktiven Kerl vor drei Monaten begegnet, als ich mit meiner Familie auf Wohnungssuche war, was nach einer ziemlich plausiblen Kennenlerngeschichte klingt – süß, ohne zu enthüllen, auf welche Schule er vielleicht geht. *Und* da unsere Beziehung noch relativ frisch und alles ein bisschen kompliziert ist, wollen wir fürs Erste alles ganz privat halten. Siehst du?« Ich trete wieder vor die

Kamera und fuchte ausladend mit den Armen herum, als wäre mein kompletter Essay in leuchtenden Buchstaben für Zoe in die Luft geschrieben. »Bombensicher.«

»Wow.« Sie schnappt nach Luft. »Wow. Ich meine, all diese Mühe«, sagt Zoe und klingt gleichzeitig frustriert und beeindruckt, »nur, damit du nichts *Echtes* schreiben musst?«

»Das war der Plan.«

Es folgt eine kurze Stille, nur durchbrochen von Zoes Nudelschlürfen und dumpfen Schritten vor meinem Zimmer. Schließlich seufzt Zoe und fragt mich mit für meinen Geschmack viel zu besorgtem Tonfall: »Kommst du in deiner neuen Schule einigermaßen klar, Süße? Ich meine, hast du dich ... schon eingewöhnt?«

»Was?« Ich spüre, wie ich mich sofort versteife und meine Muskeln sich anspannen, als würde ich einen Schlag erwarten.

»Warum – warum fragst du mich das?«

»Keine Ahnung.« Zoe zuckt mit einer Schulter und ihr Pferdeschwanz hüpfelt bei der Bewegung. »Nur so ein ... Gefühl.«

Ich werde vor einer Antwort gerettet, als Ma vom anderen Ende des Flurs nach mir ruft, in einer Lautstärke, die normalerweise Such- und Rettungseinsätzen vorbehalten sein sollte.
»Ai-Ai! Der Fahrer ist hier!«

Ai-Ai ist mein chinesischer Spitzname und bedeutet, wörtlich übersetzt, *Liebe*. Von erfundenen Beziehungen mal abgesehen, kann ich nicht behaupten, ich wäre ihm bislang gerecht geworden.

»Ich komme!«, brülle ich zurück und wende mich dann wieder dem Bildschirm zu. »Ich nehme an, du hast das gehört?«

Zoe grinst und ich entspanne mich ein wenig, erleichtert, dass das offene Gespräch, das sie allem Anschein nach mit mir führen wollte, damit beendet ist. »Ja, ich glaube, das hat der ganze Planet gehört. Grüß deine Mom schön von mir«, fügt sie hinzu.

»Mach ich.« Bevor ich den Laptop zuklappe, forme ich total kitschig ein Herz mit den Händen, was ich vor irgendwem anders nie im Leben tun würde. »Du fehlst mir.«

Zoe wirft mir zur Antwort einen dramatischen Handkuss zu und ich lache. »Du fehlst mir auch.«

Der harte Knoten in meinem Magen löst sich ein wenig bei den vertrauten Worten. Seit ich vor zwei Jahren aus L. A. weggezogen bin, haben wir jede einzelne Unterhaltung so beendet, ganz gleich, wie beschäftigt oder wie müde wir waren, wie kurz das Gespräch war oder wie lange es dauert, bis wir wieder miteinander reden können.

Du fehlst mir.

Es ist zwar nicht so gut wie die Übernachtungspartys, die wir immer bei ihr zu Hause veranstaltet haben, wenn wir uns im Schlafanzug auf ihrer Couch breitgemacht und irgendeine Netflixserie auf ihrem Laptop geguckt haben, einen Teller der selbst gemachten Reisbällchen ihrer Mom zwischen uns balancierend. Und es ist auch nicht annähernd so gut wie unsere Wochenendausflüge an den Strand, unsere Haut von der kalifornischen Sonne erwärmt, während die Brise unser salzig zerzaustes Haar flattern ließ. Natürlich ist es das nicht.

Aber für den Moment ist dieses kleine, simple Ritual genug. Weil es nur uns gehört.

Unser Fahrer hat den Wagen direkt vor unserem Apartmentgebäude geparkt, im gespenkelten Schatten einer Weide.

Theoretisch ist Li Shushu weniger unser Fahrer als *Master* Fahrer – einer der zahlreichen Vorteile, wenn man die Geschäftsführerin einer angesehenen globalen Consultingfirma ist und nur ein Teil des damit einhergehenden »Tut mir leid, dass wir Sie fast jedes Jahr bitten müssen, Ihr Leben zu entwurzeln!«-Pakets –, weshalb er auch direkt auf sie zueilt und sie zuerst begrüßt.

»*Yu Nüshi*«, sagt er und öffnet mit einer tiefen Verbeugung die Tür für sie. *Madame Yu*.

Ich fühle mich bei dieser speziellen Art der Behandlung immer unwohl, auch wenn ich nicht genau sagen kann, warum, und obwohl sie nicht mir direkt zuteil wird. Ma lächelt ihn jedoch nur durch ihre Sonnenbrille an und lässt sich anmutig auf den Beifahrersitz sinken. Wenn man sie jetzt so sieht, mit ihrer blassen, makellosen Haut, dem maßgeschneiderten Blazer und ihrem akkuraten Bob, würde man nie auf die Idee kommen, sie könnte zusammen mit sechs Geschwistern in einer armen chinesischen Stadt auf dem Land aufgewachsen sein, wo sie um jeden Bissen kämpfen musste.

Wir anderen lassen uns in der üblichen Reihenfolge auf dem Rücksitz nieder: ich und Ba an den Fenstern, meine neun Jahre alte kleine Schwester, Emily, in die Mitte gequetscht.

»Zur Schule?«, vergewissert Li Shushu sich in langsamem, übermäßig betontem Mandarin, während er den Motor anlässt, der Geruch von neuem Leder und Benzindämpfen schwer in dem geschlossenen Raum. Er kennt mich jetzt schon lange genug, um zu wissen, wie es um meine Chinesischkenntnisse bestellt ist.

»Zur Schule«, bestätige ich und tue mein Bestes, das Stechen in meiner Magengegend zu ignorieren. Ich hasse die West-

bridge ohnehin schon, aber ganz egal, auf welcher Schule, die Elternsprechtag sind immer das Schlimmste. Wenn die Tatsache nicht wäre, dass Emily auf dieselbe Schule geht wie ich und ihr Sprechtag ebenfalls heute Abend stattfindet, hätte ich mir eine brillante Ausrede einfallen lassen, damit wir alle zu Hause bleiben können.

Aber jetzt ist es zu spät, um noch irgendetwas zu unternehmen.

Ich lehne mich auf meinem Platz zurück und presse die Wange an das kühle, glatte Glas, während ich zusehe, wie unser Apartmentkomplex immer kleiner wird, bis er schließlich ganz verschwindet, ersetzt durch die heranrauschende Innenstadtkulisse.

Seit wir wieder hierhergezogen sind, habe ich den Großteil unserer Autofahrten so ans Fenster geklebt verbracht und versucht, das krasse Auf und Ab der Pekinger Skyline zu verinnerlichen, das Labyrinth aus Kreuzungen und Ringstraßen, die grellen Ansammlungen von Dumpling-Lokalen und vollgepackten Lebensmittelläden.

Ich habe versucht, mir alles einzuprägen – versucht, mich zu erinnern.

Irgendwie verblüfft es mich, wie irreführend die Fotos sind, die man von Peking sieht. Sie zeigen die Stadt entweder als smogbelastete, postapokalyptische Welt voller verhärmter Menschen mit steinernen Mienen und Atemschutzmasken oder lassen sie aussehen, als wäre sie einem teuren Science-Fiction-Film entsprungen, mit modernen Wolkenkratzern und funkelnden Lichtern, triefend vor Luxus.

Fotos zeigen jedoch nur selten die wahre Energie dieser Stadt, den Vorwärtsdrang, der hier allem zugrunde liegt, wie

eine unsichtbare Strömung. Alle scheinen hier nach mehr zu drängen, zu greifen, zu streben, ständig in Bewegung, von einem Ort zum nächsten. Sei es nun der Typ von irgendeinem Lieferservice, der sich hinter uns durch den Verkehr schlängelt, Dutzende Take-away-Boxen auf sein Fahrrad geschnallt, oder die Geschäftsfrau im Mercedes links von uns, die irgendjemandem hektisch tippend eine Nachricht schickt.

Meine Aufmerksamkeit wird abgelenkt, als der Song eines berühmten chinesischen Rappers aus dem Radio dröhnt. Im Rückspiegel sehe ich, wie Ma ihre Sonnenbrille abnimmt und sichtlich zusammenzuckt.

»Warum macht er dauernd diese Geräusche, *si-ge si-ge?*«, fragt sie nach ungefähr drei Sekunden. »Ist ihm irgendwas im Hals stecken geblieben?«

Ich erstickte fast an meinem unterdrückten Lachen.

»So klingt Musik heutzutage nun mal«, sagt Ba auf Mandarin, stets der Diplomat.

»Ich finde es irgendwie ganz cool«, werfe ich ein und bewege den Kopf zum Beat.

Ma blickt sich mit einem halbherzig finsternen Stirnrunzeln zu mir um. »Wackle nicht so mit dem Kopf, Ai-Ai. Du siehst aus wie ein Huhn.«

»Meinst du so?« Ich wackle noch dollar.

Ba versteckt ein Lächeln hinter seiner Hand, während Ma mit der Zunge schnalzt und Emily, die, davon bin ich überzeugt, in Wirklichkeit eine achtzigjährige Großmutter ist, gefangen im winzigen Körper einer Neunjährigen, ein langes, dramatisches Seufzen ausstößt. »Teenager«, grummelt sie.

Ich knuffle sie mit dem Ellenbogen in die Seite, und sie knufft natürlich zurück, was zu einer ganz neuen Runde Ge-

zanke führt, das erst endet, als Ma damit droht, uns zum Abendessen nichts als trockenen Reis zu servieren.

Aber wenn ich ehrlich bin, sind es diese Momente – wenn Musik das Wageninnere erfüllt und der Wind vor den Fenstern rauscht, während die Spätnachmittagssonne golden zwischen den Bäumen aufblitzt und meine Familie ganz nah bei mir ist –, in denen ich mich ... glücklich fühle. Wirklich und wahrhaftig glücklich, trotz all der Umzüge und Abschiede und Neuanfänge. Trotz allem.



Kapitel 2

Meine gute Laune hält nicht lange an.

Sobald wir vor den Gebäuden der Westbridge School vorfahren, erkenne ich meinen Fehler.

Alle tragen normale Klamotten. Hübsche Sommerkleider, Crop Tops und Jeansshorts. Niemand aus dem Lehrkörper hat uns ausdrücklich darauf hingewiesen, wie wir heute Abend zu erscheinen haben, deshalb habe ich naiverweise angenommen, wir müssten in der standardmäßigen Schuluniform auflaufen, weil genau das an meiner vorherigen Schule erwartet worden wäre.

Meine Familie steigt aus dem Wagen und ich zwinge die Woge der aufsteigenden Panik hinunter. Es ist nicht so, als würde ich *Ärger kriegen*, weil ich anhabe, was ich anhabe – ich weiß nur jetzt schon, dass ich wie eine Idiotin dastehen und auffallen werde wie ein bunter Hund. Ich werde aussehen wie die ahnungslose Neue, die ich tatsächlich bin – aber deshalb ist es auch nicht leichter zu ertragen.

»Ai-Ai.« Ma klopft ans Fenster. »*Kuaidian. Beeil dich.*«

Ich bedanke mich kurz bei unserem Fahrer und steige aus. Wenigstens ist das Wetter gut. Der Wind ist zu einer sanften, seidigen Brise abgeflaut, eine willkommene Erholung von der Hitze. Und der Himmel. Der Himmel ist wunder-

schön, eine Mischung aus pastellblauen und gedämpften Rosatönen.

Ich atme ein. Atme aus.

Es ist alles okay, beruhige ich mich selbst. *Alles bestens*.

»Komm mit, Baba«, sagt Emily und zerrt Ba bereits in Richtung des Grundschulgebäudes, wo sämtliche Wände in bunten Farben gestrichen sind. Unausstehlich bunten Farben, wenn man mich fragt.

»Du musst mit Ms Chloe sprechen. Ich hab ihr erzählt, dass du Dichter bist und Autogrammstunden und so was in Buchläden gibst, und sie war soooo beeindruckt. Zuerst hat sie mir nicht geglaubt, schätze ich, aber ich hab ihr gesagt, sie soll dich googeln und dann ...«

Emily sieht aus, als wäre bei ihr alles *bestens*, weil es das tatsächlich *ist*. Ganz gleich, wo wir hinziehen, meine kleine Schwester hat nie ein Problem damit, sich einzugewöhnen. Wir könnten sie wahrscheinlich in die Antarktis schicken und sie würde nach spätestens zwei Wochen ganz gechillt mit den Pinguinen abhängen.

Ma und ich gehen in die entgegengesetzte Richtung, in der sich die Klassenzimmer der höheren Stufen befinden. Die breiten grauen Korridore sind bereits ziemlich voll mit Eltern, Schülerinnen und Schülern, einige kommen gerade herein, andere bahnen sich einen Weg nach draußen. Genau wie ich erwartet hatte, wandern die Blicke einiger Leute zu meinem steifen Rock und dem zu großen Blazer, und es blitzt eine Mischung aus Mitleid und Erheiterung auf ihren Gesichtern auf, bevor sie ihre Blicke wieder abwenden.

Ich hebe das Kinn. Gehe schneller.

Es ist alles bestens.

Wir können mein Klassenzimmer gar nicht schnell genug erreichen.

Drinnen ist es laut. Überall sind Kinder aus meiner Klasse, die Lehrerinnen und Lehrer warten hinter den Tischreihen. Keiner von ihnen begrüßt mich und ich sage auch zu niemandem Hallo.

Obwohl die Schule vor fast einem Monat begonnen hat, hab ich noch nicht wirklich jemanden kennengelernt. All die verschiedenen Namen und Gesichter und Klassen verschwimmen irgendwie miteinander. Ich meine, wir werden sowieso in weniger als einem Jahr unseren Abschluss machen. Es gibt keinen Grund für mich, *mich ein bisschen unters Volk zu mischen*, wie es mir diverse Lehrerinnen und Lehrer in der Vergangenheit gerne empfohlen haben, nur um eine Verbindung zu jemandem aufzubauen, wenn wir ein paar Monate später sowieso wieder getrennte Wege gehen. Da wir dank Mas Job andauernd umziehen müssen, ist mir das sowieso schon öfter passiert, als ich mitzählen kann: dieser langsame, schmerzliche, viel zu vorhersehbare Übergang von Fremden zu Bekannten zu Freunden und wieder zurück zu Fremden, sobald ich die Schule verlasse.

Ich wäre eine Masochistin, wenn ich mir das selbst noch mal antun würde.

Außerdem sind wir in meiner ganzen Stufe nicht mal zu dreißigst und es haben sich natürlich bereits alle Cliques gebildet. Zu meiner Rechten quietscht eine Gruppe von Mädchen laut und fällt sich in die Arme, als hätten sie sich seit Jahren nicht mehr gesehen, nicht nur seit Stunden. Irgendwo hinter mir ist eine andere Gruppe in ein Gespräch vertieft und wechselt in jedem Satz permanent zwischen drei Sprachen – Eng-

lisch, Koreanisch und noch einer anderen – hin und her, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

Ziemlich markentreu für eine internationale Schule, schätze ich.

»Ah! Schaut mal, wer hier ist!«

Mein Englisch- und Klassenlehrer, Mr Lee, winkt mich zu sich, seine Augen leuchtend hinter der dicken, übergroßen Brille. Er ist mit einem runden Milchgesicht und nicht zu bändigendem grau meliertem Haar geschlagen, eine ziemlich verwirrende Kombination, dank der sich unmöglich sagen lässt, ob er Anfang dreißig oder Ende fünfzig ist.

»Setz dich, setz dich«, sagt er rasch und zeigt auf zwei vor seinem Schreibtisch stehende Stühle. Dann richtet er seine Aufmerksamkeit auf Ma, und seine Miene wird gütiger, wie bei jemandem, der im Park ein besonders niedliches Kind sieht. »Und das ist ... Elizas Mutter, nehme ich an.«

»Ja. Eva Yu«, stellt Ma sich vor und verfällt sofort in ihren heiter-professionellen Tonfall, den sie auch im Umgang mit Weißen immer benutzt, ihr Akzent zurückgenommener, damit sie amerikanischer klingt. Sie streckt ihm eine manikürte Hand hin. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Mr Lee runzelt ein wenig die Stirn, als er sie schüttelt, wobei die Falten sich noch tiefer eingraben, als er spürt, wie kräftig ihr Handschlag ist. Ich kann sehen, dass er versucht, seinen ersten Eindruck von Ma mit der vorgefertigten Meinung, die er – allein auf der Basis des nicht-westlichen Nachnamens – bereits von ihr hatte, in Einklang zu bringen.

Ma lässt zuerst los und nimmt mit einem flüchtigen, selbstzufriedenen Lächeln Platz.

Sie genießt das, das weiß ich. Sie hat es schon immer genos-

sen, andere zu überraschen, was ziemlich oft passiert, weil alle sie ständig unterschätzen. Einer der Gründe, warum sie sich überhaupt für eine Karriere als Firmenberaterin entschieden hat, war, weil ein Freund von ihr scherzte, sie würde in der harten Geschäftswelt niemals überleben.

»Nun ...« Mr Lee räuspert sich. Wendet sich wieder mir zu. »Da das alles noch neu für dich ist, lass uns einfach kurz die Regeln besprechen, ja?« Er wartet meine Antwort nicht ab. »In den nächsten rund zehn Minuten werde ich mit deiner Mutter über deine bisherigen schulischen Leistungen im Englischunterricht sprechen, über deine Lerneinstellung, über Bereiche, in denen du dich noch verbessern könntest, und so weiter. Du wirst uns weder unterbrechen noch Fragen stellen noch irgendwie Aufmerksamkeit auf dich lenken, bis wir fertig sind und ich dich direkt anspreche. Ist das klar?«

Und die Leute wundern sich, warum Teenager ein Problem mit Autorität haben.

»Ah, wie ich sehe, hast du bereits verstanden, wie es läuft«, sagt Mr Lee fröhlich und winkt mit einer Hand vor meinem versteinerten Gesicht herum.

Ich lasse den Blick mitsamt meiner Aufmerksamkeit abschweifen.

Dann, auf der anderen Seite des Zimmers, entdecke ich die paar Leute hier, die ich kenne.

Caz Song.

Obwohl ich keinerlei Anstrengungen unternommen habe, wäre es so gut wie unmöglich, nicht wenigstens eine Ahnung zu haben, wer er ist: Model. Schauspieler. Gott – wenn man danach geht, wie alle ihn anschmachten und jeden einzelnen seiner Schritte verfolgen, obwohl er nie irgendetwas *tut*, außer

rumzustehen und unausstehlich hübsch auszusehen. Selbst hier, in dieser deprimierenden, hermetisch überwachten Umgebung, hat sich bereits eine nicht unerhebliche Traube von Schülerinnen um ihn versammelt, allesamt mit offen stehenden Mündern. Eine von ihnen krallt sogar eine Hand in ihre Seite und lacht hysterisch über einen Witz, den Caz wahrscheinlich nie gemacht hat.

Ich widerstehe dem Drang, mit den Augen zu rollen.

Ich habe diesen ganzen Hype um Caz Song nie wirklich verstanden, es sei denn, er hätte rein ästhetische Gründe. Es liegt eine gewisse Eleganz in der gemeißelten Linie seines Kiefers, dem leichten Schmollmund, der kantigen, schmalen Form seines Körpers. In seinem dunklen Haar und den noch dunkleren Augen. Er sieht nicht unmenschlich perfekt aus oder so, aber alles zusammen *funktioniert* einfach.

Trotzdem habe ich das sehr bestimmte Gefühl, er ist sich dieser Tatsache ebenso bewusst wie all seine ihn anhimmelnden Fans, was die ganze Wirkung irgendwie ruiniert. Und natürlich liebt die Presse ihn. Erst neulich bin ich über einen Artikel gestolpert, in dem er als einer der »aufgehenden Sterne am chinesischen Unterhaltungshimmel« bezeichnet wurde.

Er lehnt sich gegen die hintere Wand des Raumes, die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Das scheint sein natürlicher Zustand zu sein: an irgendwas lehnend – Türen, Spinde, Tische, was auch immer –, so als hätte er keine Lust, sich die Mühe zu machen, aus eigener Kraft zu stehen.

Aber ich starre schon zu lange, zu auffällig. Caz hebt den Kopf, scheint meinen Blick zu spüren.

Ich gucke hastig woanders hin. Folge wieder dem Gespräch am Tisch, gerade noch rechtzeitig, um Mr Lee sagen zu hören:

»Ihr Englisch ist ziemlich gut ...«

»Ja, na ja, ich *habe* Englisch als Kind gelernt«, werfe ich ein, bevor ich mich zurückhalten kann. Jahre voll vage herablassender Bemerkungen darüber, wie *gut* mein Englisch doch sei und dass ich *noch nicht mal einen Akzent* habe – fast immer begleitet von einem Hauch von Überraschung, wenn nicht gar Verwirrung –, haben diese Reaktion zu einem natürlichen Reflex werden lassen.

Mr Lee blinzelt mich an. Rückt seine Brille zurecht. »Richtig ...«

»Das wollte ich nur kurz klarstellen.« Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück, plötzlich unsicher, ob ich wegen meiner Unterbrechung ein Triumphgefühl empfinden oder sich mein schlechtes Gewissen melden sollte. Vielleicht *hat* er es ja im Sinne von »sie kennt sich mit Konjunktionen wirklich gut aus« gemeint und nicht im Sinne von »ich erwarte von Leuten, die so aussehen wie Eliza nie, dass sie überhaupt Englisch *sprechen*«.

Ma scheint ganz offensichtlich Ersteres zu glauben, denn sie schießt mir einen scharfen Blick zu.

»Entschuldigung. Fahren Sie fort«, murmle ich.

Mr Lee sieht wieder Ma an. »Ich würde daher, falls es Ihnen nichts ausmacht, gern ein wenig mehr über Elizas Hintergrund erfahren, bevor sie hierherkam ...«

Ma nickt, bestens darauf vorbereitet, und spult ihr übliches Skript ab: *geboren in China, weggezogen, als sie fünf war, ging auf diese und jene Schule und lebte in verschiedenen Ländern ...*

Ich versuche, nicht zu zappeln oder gar zu fliehen. Wenn ich höre, wie sie so über mich redet, beginnt meine ganze Haut zu jucken.

»Ah, aber das Beste daran, dass sie schon überall gelebt hat, ist, dass sie *überall* hingehört.« Mr Lee breitet in einer ausladenden Geste, von der ich annehme, sie symbolisiert »überall«, die Arme aus – und wirft dabei eine Box mit Taschentüchern um. Er hält inne, völlig aus dem Konzept gebracht. Hebt die Box auf. Dann, unglaublicherweise, setzt er genau da wieder an, wo er aufgehört hat. »Wissen Sie, Eliza ist keine Bürgerin eines Landes oder eines Kontinents, sondern vielmehr eine ...«

»Wenn du jetzt *wahre Weltbürgerin* sagst, muss ich mich übergeben«, grummle ich so leise, dass nur ich es hören kann.

Mr Lee lehnt sich vor. »Entschuldige, was war das, bitte?«

»Nichts.« Ich schüttle den Kopf. Lächle. »Nichts.«

Ein Herzschlag Stille.

»Nun, da wir gerade von Elizas persönlichen Umständen sprechen«, fährt Mr Lee dann vorsichtig, zögernd fort, und ich habe das schreckliche Gefühl, genau zu wissen, was jetzt kommt. »Ich mache mir ein wenig Sorgen, weil Eliza sich damit schwerzutun scheint, sich ... einzugewöhnen.«

Mir schnürt sich die Kehle zu.

Das. Das ist genau der Grund, warum ich Eltern-Lehrer-Sprechtag hasse.

»Sich einzugewöhnen?«, wiederholt Ma mit einem Stirnrunzeln, obwohl sie nicht allzu überrascht aussieht. Nur traurig.

»Sie scheint sich noch niemandem in ihrer Klasse angelehnt zu haben«, führt Mr Lee aus. Die dreisprachige Gruppe, die im hinteren Teil des Zimmers auf ihre Eltern wartet, wählt ausgerechnet diesen Moment, um über irgendetwas in schallendes Gelächter auszubrechen, das von allen vier Wänden wi-

derhallt. Mr Lee spricht lauter, schreit beinahe: »Ich will damit sagen, es ist ein wenig besorgniserregend, dass sie hier noch immer keine Freunde hat.«

Zu meinem Pech schwilzt der Lärmpegel nach der Hälfte seines Satzes wieder ab.

Und natürlich hören alle jedes einzelne Wort klar und deutlich. Es folgt ein Moment der unbehaglichen Stille. Ungefähr dreißig Augenpaare brennen Löcher in meinen Schädel. Mein Gesicht fängt an zu glühen.

Ich stehe von meinem Stuhl auf und zucke innerlich zusammen, als die Stuhlbeine auf dem polierten Fußboden quietschen und durch die Stille scharren. Ich murmle irgendetwas davon, auf die Toilette zu müssen.

Dann mache ich, dass ich verdammt noch mal verschwinde.

Zu meiner Verteidigung: Ich bin normalerweise ziemlich gut darin – eine wahre Expertin sogar –, meine Gefühle zu verdrängen und mich von allem abzukapseln, aber manchmal trifft es mich einfach knallhart. Dieses schreckliche, erdrückende Gefühl, *anders* zu sein, *falsch*, ganz gleich, ob ich die Asiatin in einer katholischen Mädchen-Eliteschule in London bin oder die einzige Neue in einem winzigen Jahrgang an einer chinesischen internationalen Schule. Manchmal bin ich überzeugt davon, ich werde den Rest meines Lebens so verbringen: allein.

Manchmal glaube ich, Einsamkeit ist meine Grundeinstellung.

Zu meiner Erleichterung ist der Korridor leer. Ich ziehe mich in die hinterste Ecke zurück, beinahe zusammengekauert, und hole mein Handy heraus. Scrolle eine Minute lang durch eigentlich gar nichts. Taste intuitiv nach dem rauen Kor-

delarmband an meinem Handgelenk, ein Geschenk von Zoe, lasse mich davon trösten.

Es ist alles okay, ich bin okay.

Dann rufe ich die Craneswift-Website auf.

Ich habe Craneswift vor ein paar Jahren entdeckt, als ich einen ihrer Newsletter an einem Bahnhof in London mitgenommen habe. Seither lese ich alles von ihnen. Sie haben keine riesige Leserschaft, was sie jedoch durch Qualität und Ansehen wieder wettmachen. Im Prinzip hat jeder, der das Glück hatte, etwas über Craneswift zu veröffentlichen, genau den Erfolg, von dem ich nur träumen kann: journalistische Auszeichnungen, ein prestigeträchtiges Stipendium für ein Journalismus-Studium in New York, internationale Anerkennung. Und das alles, weil sie etwas Schönes, Tiefgreifendes geschrieben haben.

Worte bewegen mich einfach. Ein schöner Satz geht mir direkt unter die Haut und öffnet mein Herz so weit, wie es sonst vielleicht nur eine Musikzeile oder der dramatische Höhepunkt eines Films könnte. Eine gut geschriebene Geschichte kann mich zum Lachen bringen, nach Luft schnappen lassen oder dafür sorgen, dass ich mich in Tränen auflöse.

Während ich auf Craneswift in einen erst kürzlich geposteten Beitrag darüber eintauche, dass man Seelenverwandte an den unmöglichsten Orten finden kann, das vertraute blaue Banner der Website auf meinem Bildschirm leuchtend, spüre ich bereits, wie sich die Last von meinen Schultern zu heben beginnt und sich die Anspannung in meinem Körper löst ...

Eine Tür öffnet sich knarrend und Lärm dringt in den Flur.

Ich versteife mich, blicke mit zusammengekniffenen Augen den Korridor hinunter. Caz Song kommt allein heraus, sein

Blick huscht an mir vorbei, als wäre ich gar nicht hier. Er wirkt abgelenkt.

»... warten alle auf dich«, sagt er, eine seltene Falte zwischen seinen Augenbrauen, eine noch seltener Schärfe in seiner Stimme. Caz hat auf mich immer den Eindruck gemacht, er wäre direkt einem Zeitschriftencover entsprungen: glänzend, makellos retuschiert, leicht verdaulich, vermarktbart und unanstößig. Im Augenblick geht er jedoch angespannt im Kreis, seine Schritte so leicht, dass sie kaum ein Geräusch machen. »Es ist *Eltern-Lehrer*-Sprechtag. Ich kann das nicht einfach allein machen.«

Einen verwirrenden Moment lang glaube ich, er redet mit sich selbst oder versucht sich an irgendeiner seltsamen Schauspieltechnik, aber dann höre ich die gedämpfte Frauenstimme, die aus seinem Handylautsprecher dringt:

»Ich weiß, ich weiß, aber meine Patientin braucht mich dringender. Kannst du deiner Lehrerin nicht einfach sagen, dass mir im Krankenhaus etwas dazwischengekommen ist? *Hao erzi, tinghua.* « *Braves Kind. Benimm dich.* »Vielleicht können wir für nächste Woche einen neuen Termin machen – beim letzten Mal ging das doch auch, richtig? «

Ich beobachte, wie Caz einatmet. Aus. Als er wieder spricht, klingt seine Stimme bemerkenswert beherrscht. »Nein, schon okay, Mom. Ich ... Ich sage es ihnen. Ich bin sicher, sie werden es verstehen.«

»*Hao erzi*«, wiederholt seine Mutter, und selbst aus dieser Entfernung kann ich im Hintergrund eine seltsame Unruhe hören. Schepperndes Metall. Das Piepsen eines Monitors. »Oh, aber nur kurz, bevor ich auflegen muss: Was haben sie wegen der Collegebewerbungen gesagt? «